



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Sulzer

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Stelle vom Übergewicht des Charakteristischen, Individuellen und Interessanten in der modernen Poesie. Schlegel konnte einen Widerspruch zwischen den beiden Äußerungen um so weniger empfinden, weil die erste doch bewußt als wortspielendes Paradoxon geformt war. Dann aber erklärte er selbst auf dem Wege von der ersten zur zweiten Behauptung, es könne in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben (1,93). Gegen Schillers Spott war er also wohl geschützt; er wäre es noch mehr gewesen, wenn der Ausdruck „charakteristisch“ ungefährlicher sich verwerten ließe.

Wer gibt uns endlich eine Geschichte der Worte „Charakter“ und „charakteristisch“, die der ästhetischen Bedeutung der beiden Worte gerecht wird, vor allem aber den Wandel ihrer Bedeutung ergründet? Im 18. Jahrhundert bahnt sich eine Vorstellung von „Charakterdrama“ an, die sich zu längst bestehendem Brauch in vollem Gegensatz stellt. Wer denkt heute noch daran, daß Charakterdrama einst das Typendrama hieß? Das Charakterlustspiel des 18. Jahrhunderts führt nach alter Gewohnheit Typen vor; so hatte in Übereinstimmung mit dem Charakterbegriff Theophrasts die antike Komödie und ihre Nachfolge, auch Molière, es gehalten. Der Ausdruck geht jedoch dann auf Dramen im Sinn Shakespeares über, die genau das Gegenteil, nicht Darstellung eines Typus, sondern einer einmaligen Persönlichkeit, vielmehr des Einmaligen einer Persönlichkeit erstreben und leisten. Wie das Wort „Charakter“ bleibt um 1800 auch „charakteristisch“ ein schwankender Begriff. Wirklich kann deshalb Schiller ebenso für charakteristische Kunst eintreten, wie auch in seinen letzten Dramen mehr auf das Typische als auf das Einmalige seiner Gestalten Wert legen.

Wie wenig das Zeitalter fähig war, das Entscheidende angesichts der Frage nach charakteristischer oder nichtcharakteristischer Kunst zu treffen, bezeugt Joh. Georg Sulzer in dem Artikel „Charakter“ seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“. Er schreibt gleich zu Beginn dem Maler vor, „jedem Gegenstand in allem, was an ihm sichtbar ist, den Charakter seiner Gattung, oder auch, (wie in Porträten) den einzelnen Charakter, wodurch er sich von allen Dingen seiner Art auszeichnet, zu geben“. Ob Gattungscharakter oder persönlicher Charakter zu geben ist, steht ja gerade in Frage; Sulzer indes fordert das eine und das andere, ohne sich um den Unterschied zu kümmern. Typisches und Einmaliges empfindet er nicht als Gegensätze, aus denen zwei weitauseinander liegende Möglichkeiten der Kunst sich entwickeln können.

Man wende nicht etwa ein, daß Sulzer zu wenig bedeute, um in Betracht zu kommen. Selbst Goethe blieb beim Vermitteln stehen. Die Aufsätze Goethes, die sich mit Hirt beschäftigen, vertreten echt goethisch dies Vermitteln. Goethe findet in der Laokoongruppe realistische Charakterisierung des physischen Leidens und der gegebenen Lage, allein auch Idealität in der Anordnung der Gruppe. Hirt selbst spielt in der Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ als einseitiger „Charakteristiker“ eine bedenkliche Rolle. Charakteristisches behält nur den Wert einer der vielen Aufgaben der Kunst; die andern Aufgaben sind so wichtig, daß dem Charakteristischen ein enger Spielraum bleibt.

Das heißt: Weder Goethe noch Schiller erwog die ganze Weite der Entfernung, die zwischen eigentlich charakteristischer Kunst und grundsätzlich typischer liegt. Wir erkennen sie weit besser. Denn seit 1800 ist charakteristische Kunst derart zu reicher Entfaltung gediehen, daß als nurtypische Kunst erscheinen kann, was für Goethe wie für Schiller Charakteristisches mit Typischem, Betrachtung durch Lupe und durch Fernrohr einträchtig miteinander verband. Wir wissen heute auch besser Bescheid über ältere charakteristische Kunst, zunächst über alles, was sich Barock nennt oder nennen läßt, wissen, daß Winkelmann und Lessing, dann ihre Nachfolge, zu der auch Goethe zählt, gegen Barock kämpften; wir erblicken in derselben Laokoongruppe, die für Winkelmann ein Zeuge für edle Einfachheit und stille Größe der Griechen war, ein Werk des Barocks.

Sogar Hirt erkannte das nicht. Er nahm die Gruppe im selben Sinn wie Werke antiker Klassik. Sein Begriff des Charakteristischen blieb daher unumrissen. Die Schlegel konnten Hirts Wendungen genau so witzig verspotten wie Schiller Friedrich Schlegels Abhandlung „Über das Studium“. Am Ende des zweiten Bands des „Athenäums“, im „Literarischen Reichsanzeiger“ steht (S. 331 f.) Bisfigstes: Der Grundsatz, daß antike Kunst auf Charakteristik ausgegangen sei, der Grundsatz, den während eines vieljährigen Aufenthalts in Italien Hirt entdeckt haben wolle, bestehe darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Zentaur völlig wie ein Zentaur abgebildet wurde. Dazu käme noch die „Individuellheit der Attitüde“. Eine Venus nahm „den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit vor“. Das ist wörtlich einem Aufsatz Hirts entlehnt, der in den „Horen“ erschienen war.

Freilich wurde die Antwort auf die ganze schwere Frage durch solche Witze nicht gefördert. Wie Schillers Stellung zur Frage durch